



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dambuza, der Jubilar.

einem Bienenschwarm. Sowie aber die Benediktionsfeier begann, wurde es mit einem Schläge mäuschenstill ringsum. Aller Augen waren auf den Priester und die schönen kirchlichen Zeremonien gerichtet, denn das Ganze war ihnen ein reines „umhlo“, eine große, geheimnisvolle Sache, wie es deren nur bei den Amara-Roma (Katholiken) gab. Nach der Benediktion begann das Hochamt, wobei im Anschlusse an das Evangelium der Hochw. P. Maurus eine ergreifende Ansprache hielt. Er forderte alle Anwesenden auf, fleißig hieher, ins gottgeweihte Kirchlein zu kommen; hier würde ihnen der Weg zum Himmel gezeigt und könnten sie bei Gott in all ihren Nöten und Anliegen Hilfe suchen. Den Schluß der kirchlichen Feier bildete der sakramentale Segen und ein kräftiges, in kaffrischer Sprache gesungenes „Te Deum“.

Es mochte gegen 1 Uhr sein, als alles fertig war. Nun galt es, die große Magenfrage zu lösen. Auch dies gelang, und zwar in durchaus zufriedenstellender Weise. Die Leute hatten genügend Essen mitgebracht, so daß alle satt wurden, was beim Kaffer schon etwas heißen will. Auch an Opfergeld kam ein hübsches Sümmechen zusammen; selbst Protestanten und halbnackte Heiden steuerten ihr Scherflein bei, was ihnen sicherlich den Segen des Himmels eintragen wird. Im Laufe des Nachmittags ergötzten sich unsere Schulkinder, etwa 200 an der Zahl, — denn auch die Kinder der Außenschulen waren erschienen, — mit munteren Spielen und Gesängen, worauf die Menge hochbefriedigt wieder auseinanderging. Um 5 Uhr abends waren wir alle wieder auf unserer Missionsstation Mariatrost. Es war ein schöner Tag, der allen Teilnehmern noch lange in Erinnerung bleiben wird.

Möge das göttliche Herz Jesu, dessen Statue auf dem Altare der Kapelle steht, die Herzen recht vieler in der Nähe von „St. Xaver“ wohnender Heiden und Protestanten erleuchten und bewegen, daß sie sich angetrieben fühlen, zu dieser Kapelle zu kommen, um da den wahren Glauben, den Frieden des Herzens und überhaupt alles zu finden, was zum Himmel führt!

Nur ein Anliegen hätte ich für heute noch: In der St. Xaver-Kapelle fehlt eine Statue ihres Patronen, des hl. Xaverius. Ich weiß, dieser große Apostel Indiens hat noch viele Verehrer in der weiten Welt und ich hoffe, daß auch von den geehrten Lesern des „Vergißmeinnicht“ gar mancher mit Freuden ein Scherflein zu seiner Ehre beisteuern wird. Die Statue sollte etwa 1 Meter oder 1,20 Meter hoch und aus Holz oder aus fester Masse sein, damit sie den weiten Transport aushält. Weil es aber in der Mariannahiller Mission noch andere Kapellen gibt, die ebenfalls dem hl. Xaverius geweiht sind, wolle man gütigst beifügen, die Spende sei für „St. Xaver“, eine Außenstation von Mariatrost.

Doch ich will diesen Artikel nicht mit einer Bettelei schließen, sondern mit einem herzlichen Dank. Die Missionsstation Mariatrost hat viele Wohltäter; einige davon sind mir bekannt, die meisten unbekannt, doch der liebe Gott kennt sie alle, und er möge allen reichlich lohnen, was sie uns Gutes getan haben! Besonderen Dank schulden wir einer braven Familie aus Solt in Ungarn für einen schönen Kesch. Ein herzliches „Vergelt's Gott“ rufen wir ferner all denen zu, die uns in letzter Zeit Stoffreste, Kleidungsstücke und Schulachen usw. geschickt haben. Unsere schwarzen Schulkinder aber senden ihren Dank und tausend herzliche Grüße den guten Schulkindern Franz und Erasmus aus

Schwaben für die schönen Kleidchen und die Griffel. Das beigelegte Briefchen hat sie sehr gefreut, leider fehlte die genaue Adresse, sonst hätten sie persönlich geschrieben.

Daß sowohl wir selbst, wie unsere schwarzen Christen und Schulkinder fleißig für unsere Wohltäter beten, dessen dürfen sie stets versichert sein. Es grüßt alle aus weiter Ferne

P. Florian Rauch, R. M. M.

Dambuja, der Jubilar.

Von Dr. Gerold Keller, R. M. M.

(Schluß.)

Czenstochau. — Ueber 20 Jahre war Dambuja schon Katechumene, er kannte längst die christlichen Glaubenswahrheiten, ging fleißig wie kaum ein zweiter zur Kirche, von den vier Frauen, die er früher hatte, waren drei als Christinnen gestorben, und dennoch wurde er sogar bei der letzten Taufe von Erwachsenen, die auf unserer Missionsstation stattfand, und bei der auch keine ihm allein noch übrig gebliebene Frau auf den Namen „Susanna“ getauft wurde, aus der Zahl der Täuflinge gestrichen und nicht mit den übrigen zugelassen. Wie kam doch das? Er war doch sonst so gut, förderte das Christentum auf jegliche Weise und hatte seit zwei Jahrzehnten seinen Kraal zur Abhaltung des katechetischen Unterrichtes zur Verfügung gestellt. Da mußte doch etwas ganz Besonderes vorliegen.

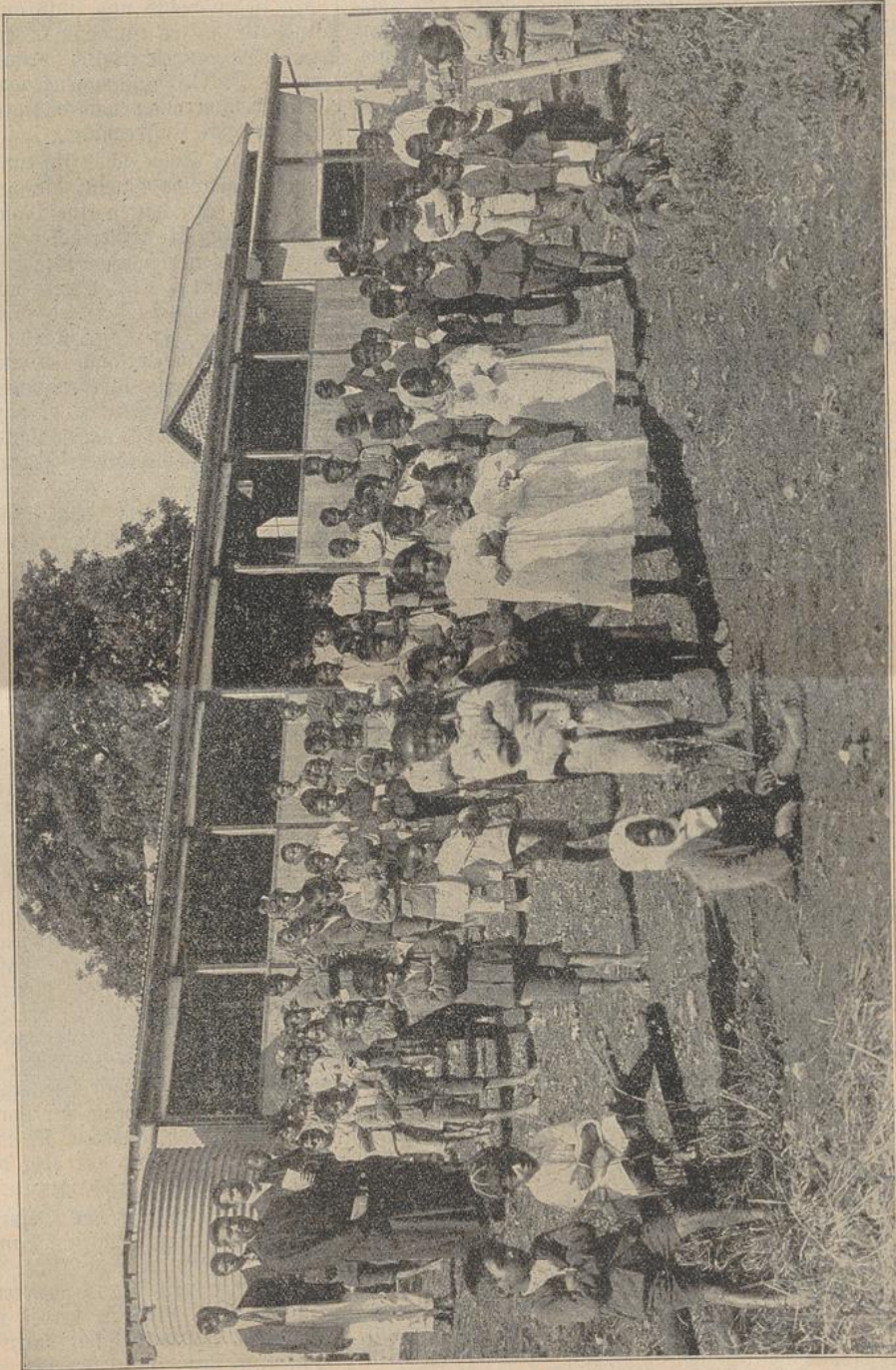
Zur Aufklärung diene folgendes: Es war dem P. Missionar von zuverlässiger Seite zu Ohren gekommen, der alte Dambuja huldige heimlicherweise der Gewohnheit des *Hanfrauchens*. Das war Grund genug, ihn abermals zurückzustellen und seine gründliche Befeuerung abzuwarten. Denn um dieses Hanfrauchen ist es eine gar schlimme Sache; es wird leicht zur unausrottbaren Leidenschaft und ruiniert dann den Menschen physisch und moralisch, ähnlich wie das Opiumrauchen. Nun, so schlimm war es bei unserem Dambuja allerdings nicht; er schien dieses Rauchen auch nicht leidenschaftlich betrieben zu haben, wenigstens bemerkte man an ihm trotz seiner hohen Jahre nach außen hin keine schlimmen Folgen. Immerhin wollte der P. Missionar seinem Prinzip, unter keinen Umständen einen Opium-Raucher zu taufen, treu bleiben, es sei denn, er habe sich gründlich bekehrt, oder er bitte um die heilige Taufe in Todesgefahr.

Dambuja leugnete seine Schuld nicht, murrte auch nicht, daß er abermals zurückgestellt wurde, versprach aber gründliche Besserung und hielt getreulich Wort. Er suchte alle seine schönen, aus großen und kleinen Ochsenhörnern geschnittenen Hanfpfeifen zusammen und verbrannte sie schonungslos in seinem Herdfeuer. „Ich will diese Teufelchen verbrennen,“ sagte er, „besser ist, sie verbrennen alle miteinander in diesem Feuer, als daß ich selber einmal als sündhafter Heide ewig in der Hölle brennen muß! Ich will fortan keine Pfeife mehr haben, will keine mehr sehen, damit ich nicht wieder zur alten Sünde verleitet werde.“ Das war klug und tapfer gehandelt; doch seine Standhaftigkeit sollte auf eine schwere Probe gestellt werden. Sein Nachbar Naunzi nämlich, mit dem er manches Pfeifchen geraucht hatte, versuchte ihn immer wieder und wieder und lud ihn ein, nach alter Gewohnheit wieder einmal in den Rauchklub zu kommen, der sich fast tagtäglich in seinem Kraale versammelte. Es sei ja ein gar so schönes und süßes Vergnügen, dabei ganz harmlos, wenn man einiger-

maßen die nötige Vorsicht beobachte. Er wisse das ja aus eigener Erfahrung, er sei dabei alt geworden, weshalb wolle er sich nun plötzlich in seinen alten Tagen von ihm und seinen übrigen guten Freunden fern halten? ... Doch der alte Verführer durfte reizen und locken, wie er wollte, Dambuzza widerstand all seinen Einflüsterungen und kam nicht mehr. Daß ihm das eine große, wahrhaft heroische Ueberwindung kostete, ist klar; er gestand mir das selbst einmal offen ein.

Dazu nahm ihn der Herr in die Schule, suchte ihn mit schweren Schicksalsschlägen heim und löste dadurch sein Herz immer mehr von allem Irdischen los. Vom Tode seiner ersten drei Frauen haben wir schon berichtet. Sie starben übrigens alle eines gar schönen, friedlichen Todes. Dagegen wurde Wendelina, eine seiner verheirateten Töchter, die schon zwei Kinder hatte, jählings vom Blitz erschlagen. Sie hatte an demselben Tage ihn, den greisen Vater besucht. Auf dem Heimwege, als sie gerade oben auf dem steilen Berg Rücken war, der den Umsimkulu vom Inquanquana trennt, überraschte sie ein Gewitter. Da plötzlich zuckt ein Blitzstrahl am Himmel auf, fährt ihr vom Scheitel übers ganze Rückgrat nieder und tötet sie auf der Stelle. — Der Mann seiner ältesten Tochter Ludmilla verlor das Leben durch einen Sturz vom Pferd; doch der Schlag, der ihn am schmerzlichsten berührte, war der Tod seines ältesten Sohnes und Erben, Mangela mit Namen. Er starb fern von der Heimat im Basutoland, wo er bei einem Farmer arbeitet, und zwar ohne die heilige Taufe. Gerade dieser Umstand betrübte ihn am meisten. Seit

der Ankunft der Missionare in Ezenstochau war niemand aus seiner Familie ohne die heilige Taufe gestorben, als gerade Mangela, sein Erstgeborener. Das tat ihm in innerster Seele wehe, und heftiger und dringender als



Indische Missionschule in Kooitopjes bei Martianshill.

je verlangte er nun selbst nach der heiligen Taufe. Die liebsten und teuersten Seelen, die er auf Erden gehabt hatte, waren ihm im Tode vorausgegangen; er ahnte es, wohl bald würde er ihnen nachfolgen, war er doch dem achtzigsten Lebensjahre schon ziemlich nahe. Sein Wunsch sollte erfüllt werden. Er hatte für-

wahr schon lange genug gewartet, und alle die früheren Hindernisse waren entfernt worden. Dazu bot sich eine schöne Gelegenheit: anlässlich der Einweihung der neuen Herz-Jesu-Kirche und des 25jährigen Gründungsfestes der Missionsstation Ezenstochau sollten gegen 120 Katechumenen getauft werden. Unter den Glücklichen war auch Dambuzza, weitans der älteste unter allen Katechumenen, hatte er doch volle 25 Jahre auf diesen Gnadentag warten müssen. Doch frisch und rüstig, in kerzengerader Haltung schritt der Jubilar im Silberhaar an der Spitze der Täuflinge einher, und nahte sich, das Herz voll Freude und heiliger Rührung, dem hl. Taufbrunnen. Er hatte sich selbst den Namen „Gerold“ gewählt, und Heinrich, ein Sohn des vor einigen Jahren verstorbenen hundertjährigen Leonard war sein Taufpate.

Mit ihm freuten sich sein Weib Susanna, sowie seine vielen Kinder, Enkel und Urenkel. Auch die Missionare, sowie die älteren christlichen Männer gratulierten ihm, ja die ganze große Gemeinde nahm herzlichen Anteil an seinem Glück und seiner Freude. Endlich gehörte auch er, der schon 25 Jahre lang mit den Katechumenen gegangen war, zur „ibandhla lamakolwa“, zur Gemeinde der Gläubigen.

Tags darauf wurde Gerold mit seiner treuen Susanna vom Hochw. Pater Emanuel christlich getraut. Seit Gründung der Missionsstation Ezenstochau hatte man kein so hochbetagtes Brautpaar am Traualtar gesehen.

Noch ein großer Gnadentag wartete des greisen Jubilars am Weißen Sonntag 1914, nämlich der Tag seiner ersten heiligen Kommunion. Damit war das Maß seiner Freuden voll. Mit dem greisen Simeon konnte er jetzt ausrufen: „Nun, o Herr, lassest du deinen Diener in Frieden scheiden; denn meine Augen haben gesehen dein Heil, das du bereitet hast vor dem Angesichte aller Völker, ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Verherrlichung deines Volkes Israel.“ Luk. 2, 29—32.

Unsere Hindumission in Kooi-Kopjes (St. Thomas).

(Mit 6 Bildern Seite 217, 229, 231, 232, 233, 235.)

(Fortsetzung.)

2. Ein Besuch beim Maharadsch.

§ — Unter so vielen indischen Kasten, die um Kooi-Kopjes herum vertreten sind, fehlt auch die Brahmanenkaste nicht, aus der alle indischen Priester hervorgehen. Der Unterpriester heißt Jakur und spielt eine Art Küsterrolle, während der Oberpriester, der den Titel Maharadsch führt, im Behaupten seiner Würde und Ansprüche recht schneidig tut.

Eine halbe Stunde von Kooi-Kopjes hat nun solch ein ehrwürdiger Herr sein einfaches Heim aufgeschlagen. „Den besuchen wir heute“, erklärt mir Bruder Urban, selbst ein Hindu von Geburt und gegenwärtig Hauptlehrer unserer St. Thomas-Schule in Kooi-Kopjes, „ich möchte nochmals versuchen, eines seiner Kinder für unsere Schule zu gewinnen, obgleich ich bereits zweimal einen gar unfreundlichen Empfang zu buchen hatte.“

Unser Weg führte der in der vorigen Nummer erwähnten Landstraße, dem alten Elefantenpfad, entlang. Es begegneten uns indes indische Händler, die an langer Stange über der Schulter je zwei Körbe mit Plantageprodukten trugen, andere mit kleinen Pferdefuhrwerken, dazwischen Hindufrauen mit wirrem,

schwarzem Haar und malerisch über den Kopf geworfenem Battistenschleier, ungewaschene, dunkeläugige Kinder tragend oder an der Hand führend. Ein paar hübsche indische Kramläden und eine kleine Zahl besserer Häuschen liegen rechts und links an der Straße. Dagegen sind alle weiter einwärts in den Plantagen liegenden Häuschen unbeschreiblich primitiv und ärmlich aus altem Wellblech zusammengemagelt oder aus Lehm mit Strohdach errichtet, noch viel armseliger und schmutziger als die letzte Kaffernhütte.

In der Folge schob sich unser Weg links zwischen eine Hügelreihe hinein, die verschiedene Pflanzungen aufwies. Wir hatten eine Moschee und einen indischen Tempel passiert; ferner boten sich unsern Blicken mohamedanische und indische Grabdenkmäler dar; erstere in einfach ernstem Stil, letztere mit grotesken Schnörkeln und Götterfiguren verziert, so daß man hätte glauben können, nicht im Kaffenlande, sondern in einem der fruchtbaren Hügelgelände des indischen Dekan zu wandeln, so sehr trug alles indischen Charakter. Nur das etwa alle halbe Stunde hörbare Ratteln und Tuten eines Autos auf der nahen Landstraße erinnerte daran, daß hier das völkerherrschende Albion das Regiment führt.

Nunmehr wurde das Häuschen des Maharadsch sichtbar. Der Titel Maharadsch ist zu unterscheiden von Maharadscha, was einen indischen Großfürsten bezeichnet, dem der Radscha, ein gewöhnlicher König oder Fürst, untergeordnet ist. Der Maharadsch hatte uns offenbar schon von weitem kommen sehen und sich augenscheinlich den fremden Eindringlingen gegenüber, die zu allem Ueberfluß sogar mit einer photographischen Kamera bewaffnet waren, in möglichst unfreundliche Position gesetzt. Wir fanden ihn nämlich mit gerunzelter Stirn vor seiner Hütte sitzend, ganz vertieft in einen mächtigen Folianten, den er auf den Knien hielt. Um seinen Hals hing die Schnur der „zweimal Geborenen“, und zu seinen Füßen hockten seine beiden Kinder.

Bruder Urban leitete das Gespräch ein mit dem Neben Zweck unseres Besuches, nämlich den hohen Herrn auf der photographischen Platte zu verewigen. Posttaufend, da blitzte es aber in den Augen des Brahmanen auf! Um vornherein alle unsere Illusionen zu zerstören, erklärte er mit Indignation, wir müßten wohl nicht, wenn wir vor uns hätten, er sei der Maharadsch, d. h. der Oberpriester, dem alle anderen Kasten die Substanzmittel zu liefern hätten. Die Zumutung, sich photographieren zu lassen, sei unerhört, ja geradezu beleidigend. Selbst wenn wir ihm 100 Pfund Sterling oder 2000 Mark anböten, sei so was rein unmöglich. So der Maharadsch; wir aber dachten: „Nur Geduld, was nicht ist, kann noch werden.“

Nun lenkten wir das Gespräch auf seine Berufsarbeiten und seine Studien. Damit trafen wir es besser; er eilte sofort in seine Hütte zurück, schleppte einen zweiten, wohl 25 Pfund schweren Folianten von mindestens 1500 Blättern herbei und begann mit verblüffender Geschwindigkeit darin das Kapitel von den Obliegenheiten der Priester aufzuschlagen. Mir schwindelte es förmlich vor den Augen, als ich die vielen wunderlichen Sanskrit-Schnörkel zu drei bis vier Zoll langen Wörtern aneinandergereiht sah. Bruder Urban erklärte mir jedoch, das seien ganze Sätze, der Maharadsch aber begann diese Sätze in feierlich singendem Ton zu deklamieren und machte zuweilen eine Pause, um das Gelesene zu erklären. Daß er dadurch um volle